

III. Die Stadt, das Grün und der Mensch**

1. Die Funktion des Hauses	44
2. Das Mißtrauen gegenüber der Welt	46
3. Die Öffnung zur Umwelt.....	48
4. Das Gebaute und das Gewachsene.....	51
5. Das Grün.....	52
6. Der Baum.....	56
7. Der Garten.....	58
8. Die Stadt	59
9. Folgerungen für den Städtebau.....	61

Ich habe die für mich so ehrenvolle Einladung zu diesem Vortrag nur nach langem Zögern angenommen. In einem Land, in dem die Kunst der Gartengestaltung in einer jahrhundertelangen Tradition zu einzigartiger Vollkommenheit entwickelt ist und in dem die alten Bäume seit alters her als geheiligte Wesen verehrt werden, was kann ich als ein Fremder da noch hinzufügen? Wenn ich in aller Zurückhaltung trotzdem noch einen Beitrag zu geben versuche, so kann es sich nur darum handeln, daß ich aus dem Abstand heraus, in der beglückenden Erfahrung japanischer Kultur und japanischer Gartenkunst, die ich auf verschiedenen Reisen gemacht habe, in einer besinnlichen Betrachtung die allgemeine philosophisch-anthropologische Frage stelle, welche Funktion diese pflanzliche Umwelt mit ihrem vorherrschenden Grün im menschlichen Leben zu erfüllen hat und welche Schäden entstehen, wenn im hemmungslosen Wachstum der großen Städte diese Funktion verkannt wird und der unmittelbare Bezug zur vegetativen Umwelt verloren geht.

1. Die Funktion des Hauses

Dazu muß ich etwas weiter ausholen. Man kann die Grundverfassung des Menschen mit einer Formulierung Martin Heideggers als das In-der-Welt-Sein bezeichnen.¹ Diese scheinbar so selbstverständliche Aussage besagt, daß wir nicht einseitig von einem zunächst gegebenen Menschen ausgehen dürfen, der dann zu einer Welt in Beziehung tritt, sondern daß das Sein des Menschen in der Beziehung zu einer Welt besteht und gar nicht unabhängig davon gedacht werden kann.

Dieses In-der-Welt-Sein ist – wenn auch nicht ausschließlich, so doch zu einem wesentlichen Teil – als eine Befindlichkeit im Raum, als ein Im-Raum-Sein zu bestimmen. Dieses Im-Raum-Sein ist aber nicht einfach eine schlichte Gegebenheit, so wie ein Stein sich an einer bestimmten Stelle im Raum befindet, son-

* Die originale Paginierung wurde beibehalten.

** Eröffnungsvortrag auf dem International Green Forum „Cultural Approaches to the Greening of the urban Environment“ am 9. Mai 1986 in Senri (Osaka). Report (englisch) S. 9-17, japanisch S. 9-18. Japanische Übersetzung von Takashi Morita auch in der Zeitschrift *Sekei* (= Die Welt), 1986, Heft 9, S. 45-61; deutsch bisher ungedruckt. Bei in vielen verschiedenen Ausgaben verbreiteten Dichtungen verzichte ich auf den genaueren Nachweis.

¹ *Martin Heidegger*. Sein und Zeit. Halle a. d. Saale 1927, S. 52 ff.

der ist vom Verhalten des Menschen abhängig, der es so oder anders formen, mehr oder weniger gut gestalten kann. Es gibt

eine richtige, angemessene Weise des Im-Raum-Seins, die der Mensch erfüllen, aber auch verfehlen kann. Ich bezeichne diese richtige Weise des Im-Raum-Seins als das Wohnen und muß zunächst diesen Begriff näher zu bestimmen versuchen.

Der frühe Heidegger hat in seinem grundlegenden Buch über „Sein und Zeit“ im Zuge der existentialistischen Erfahrungen seiner Zeit die Befindlichkeit des Menschen im Raum als ein Geworfen-Sein² bezeichnet. Mit diesem aus den Erschütterungen der damaligen Zeit erwachsenen Begriff ist aber die *volle* Bestimmung des Wohnens nicht erfaßt, sondern eher die Not des damaligen Menschen bezeichnet; denn Geworfen-Sein bedeutet doch, in einer unfreundlichen Weise an eine beliebige, zufällige Stelle im Raum gebracht zu sein, an eine Stelle, die der Mensch sich nicht ausgesucht hat und die er als bedrückend empfundene Lage sich nicht ausgesucht hätte, wenn er die Wahl gehabt hätte. Ich muß ergänzend hinzufügen, daß diese Geworfenheit, wie auch der Begriff des In-der-Welt-Seins überhaupt, nicht nur eine räumliche Bestimmung bezeichnet, sondern sich bei Heidegger in einem allgemeinen Sinn auf die gesellschaftliche und geschichtliche Situation bezieht, in die der Mensch durch seine Geburt hineingestellt ist und mit der er sich auseinandersetzen muß. Ich beschränke mich hier aber auf den räumlichen Aspekt, der mit dem Begriff der Geworfenheit gegeben ist.

Man hat den modernen Menschen auch als den „unbehausten“ Menschen bezeichnet und damit auf das Haus verwiesen, in dem der Mensch „zuhause“ sein, in dem er wohnen kann. Haus und Wohnen gehören also unmittelbar zusammen. Weil dieses Wohnen-Können dem modernen Menschen weitgehend verloren gegangen ist, kann der spätere Heidegger in einer wesentlichen Korrektur seiner früheren Aussage betonen, daß die Menschen das Wohnen erst wieder lernen müssen. In diesem Zusammenhang steht der gewichtige Satz: „Mensch sein heißt Wohnen.“³ Und Heidegger fügt hinzu, daß sich dieses Wohnen nicht im äußeren Besitz eines nach den Zerstörungen wieder aufgebauten Hauses erschöpft, sondern eine innere Verfassung des Menschen bedeutet, in der sich der heimatlos gewordene Mensch im Haus und durch das Haus in der Welt wieder heimisch gemacht hat.

Daraus ergibt sich die Vorfrage nach der anthropologischen Funktion des Hauses, wobei wir uns darüber klar sind, daß das Haus nur eine Abstraktion ist, weil das einzelne Haus nur im

² Martin Heidegger, a. a. O., S. 135, 284 und anderweitig.

³ Martin Heidegger. Bauen, Wohnen, Denken. In: Vorträge und Aufsätze. Pfullingen 1954, S. 162.

Zusammenhang einer Siedlung vorkommt, eines Dorfes oder einer Stadt. Ich halte mich zur Vereinfachung zunächst an das einzelne Haus und nehme es stellvertretend für die menschliche Behausung überhaupt. Ich werde diese Vereinfachung später wieder rückgängig machen müssen.

Drei Grundbestimmungen einer solchen Anthropologie des Hauses schicke ich als Grundlage für die weiteren Überlegungen voraus:

1. Durch das Haus wird eine Stelle im Raum bestimmt, wo der Mensch hingehört und an der er, nicht mehr der ruhelose Flüchtling, fest verwurzelt ist. Das Haus ist die Mitte seiner Welt, auf die alle seine Wege bezogen sind, von der sie ausgehen und zu der sie wieder zurückkehren. Wir sprechen von einem Wohnsitz oder Wohnort.

2. Damit der Mensch an dieser Stelle bleiben, also wirklich wohnen kann, ist eine gewisse Ausdehnung im Raum erforderlich, in der er sich frei bewegen kann. Wir sprechen in diesem Sinn von einem Wohnraum oder einfach von einer Wohnung.

3. Damit der Mensch hier in Ruhe und Frieden wohnen kann, muß er seinen Wohnraum durch schützende Mauern und Wände und ein bergendes Dach gegen die Unbilden der Witterung und gegen die Angriffe feindlicher Menschen absichern. Erst dadurch formt sich die Wohnung zum Haus im vollen Sinn.

So hebt sich der engere Bereich des Hauses als die Sphäre des privaten, „häuslich“ genannten Lebens aus dem allgemeinen Raum heraus, der damit als ein öffentlicher Raum charakterisiert ist.

2. Das Mißtrauen gegenüber der Welt

So weit mußte ich ausholen, um jetzt zu meinem eigentlichen Thema anzusetzen. Diese Bestimmung des Hauses (wie ich sie in meinen früheren Arbeiten entwickelt habe) ist zwar nicht falsch, aber sie ist unzureichend und ergänzungsbedürftig.

Man kann zunächst davon ausgehen, daß jede Sicherheit, die das Haus zu bieten scheint, fragwürdig ist. Jedes Haus bleibt bedroht. Jederzeit können es Naturkatastrophen wie Erdbeben und Überschwemmungen wie auch Kriegseinwirkungen durch Fliegerbomben und Feuersbrünste zerstören. „Tand, Tand ist das Gebilde von Menschenhand“ heißt es in Theodore Fontanes Gedicht „Die Brück' am Tay“ von der Ohnmacht des Menschen

gegenüber den Naturgewalten. Und selbst unter friedlichen Verhältnissen kann trotz aller Vorsichtsmaßnahmen ein Dieb in die Wohnung eindringen und den wertvollsten Besitz mitnehmen. Alles Wohnen im Haus behält den Charakter einer letzten Unsicherheit, und nur Gedankenlosigkeit kann dies im Alltagsleben vergessen lassen.

Franz Kafka hat in seiner Erzählung „Der Bau“ in eindrucksvoller Weise die Aussichtslosigkeit des Strebens nach einer absoluten Sicherheit des Wohnens dargestellt. Ein unter der Erde lebendes Tier – man könnte an einen übergroßen und mit menschlichem Denkvermögen ausgestatteten Maulwurf denken, und von einem „Riesenmaulwurf“ handelt auch die folgende Erzählung – hat sich in Gängen und Höhlen eine Wohnung gebaut, in der er sich vor wirklichen oder vermeintlichen Feinden geschützt aufhalten könnte. Aber es zeigt sich die Aussichtslosigkeit dieser seiner Anstrengungen. Immer zeigt sich eine verletzliche Stelle. Und bei dem Versuch, sich an dieser Stelle abzusichern, zeigt sich eine neue verletzliche Stelle. Und schlimmer noch als die Angst vor einem wirklichen Feind ist die Angst vor einem möglichen Feind, der grade in seiner Unfaßbarkeit so bedrohlich scheint. Immer lauscht der Bewohner des „Baus“ auf verdächtige Geräusche und wird von einer ständigen Unruhe umgetrieben.

Wenn wir mit allem Vorbehalt, den der Umgang mit Dichtung fordert, zu formulieren versuchen, was diese Erzählung ausdrücken will, so handelt es sich in ihr um ein Bild der menschlichen Existenz. Es besagt, daß alles Streben, durch menschliche Vorkehrungen im Hause eine absolute Sicherheit zu finden, vergeblich ist und auf die Dauer den Menschen nur zermürbt.

Damit sind wir an einer Stelle angelangt, wo eine grundsätzliche Neubesinnung notwendig wird. Die unausgesprochene Voraussetzung der bisherigen Darstellung war das Mißtrauen gegenüber der Welt, die durchgehende Lebensangst, und das Haus erschien wie eine Festung, in der sich der Mensch gegen die Umwelt verschanzt, die Tür als Mittel, sich vor der Welt zu verschließen, und die Fenster, soweit sie überhaupt notwendig sind, als Beobachtungsposten, um die Bewegungen möglicher Feinde zu verfolgen.

Aber das Haus ist keine Festung und das Mißtrauen überhaupt kein sinnvolles Lebensverhalten. Und im Haus kann man sich nur geborgen fühlen, wenn man in vertrauensvoller Haltung das Haus seinerseits geborgen weiß in einem größeren, es um-

fangenden Ganzen, sagen wir vorläufig und noch sehr unzulänglich: in der Welt. Erst in diesem Zusammenhang können wir von Geborgenheit sprechen; denn Geborgenheit ist etwas anderes als Sicherheit. Gegenüber der Sicherheit, die der mißtrauische Mensch sich aus eignen Kräften zu schaffen versucht, besteht die Geborgenheit in einem vertrauenden Verhältnis zu einer bergenden Macht, die dem Menschen von außen her entgegenkommt. Beim kleinen Kind ist es noch ganz konkret die Mutter, von deren fürsorgender Liebe es sich getragen weiß. Beim erwachsenen Menschen ist es weniger leicht zu fassen. Es ist das Vertrauen zu einem Sein überhaupt, wie immer wir dieses tragende Sein fassen. Die Christen sprechen von einem Gottvertrauen. Auf jeden Fall ist es ein im weitesten Sinn religiöses Verhältnis, das von einer beweisbaren Sicherheit klar zu unterscheiden ist.

3. Die Öffnung zur Umwelt

Die Auffassung von einer bedrohlichen Umwelt, vor der sich der Mensch zu schützen hat, insbesondere vor ihm feindlich gesonnenen Menschen, ist zu einem guten Teil berechtigt, und damit auch die Aufgabe des Hauses als eines Schutzes gegen diese Bedrohung, damit auch in abgeschwächter Form die Abschirmung einer intimen Lebenssphäre gegen den neugierigen Zugriff der Mitmenschen. Ich wiederhole: alles dies ist richtig und soll nicht abgewertet werden. Aber es ist nicht das Ganze und nicht einmal das Ursprüngliche. Die Umwelt ist nicht primär eine feindliche Welt und der andere Mensch nicht von vornherein ein Feind.

Der andere Mensch ist zunächst der Nachbar, mit dem der Mensch, in der Regel wenigstens, in Eintracht lebt. Und das nachbarliche Verhältnis ist, wenn auch nicht notwendig das der engeren Freundschaft, so doch das der gegenseitigen Hilfsbereitschaft, von der Familie abgesehen, die ja von vornherein zum Haus gehört. Aber nicht dem Geflecht der mitmenschlichen Beziehungen will ich an dieser Stelle nachgehen, sondern nur denen zur außermenschlichen Umwelt, wie sie sich beim Blick aus dem Fenster und beim Hinaustreten aus der Tür vor dem Hause ausbreitet und sich gliedert als eine in Geländeformen gestaltete, mit Pflanzen bewachsene und auch mit Tieren bevölkerte Umwelt. Ich nenne sie kurz die Natur.

Ich meine an dieser Stelle nicht den harten Fels und den festen Erdboden, auf denen der Mensch als einem festen Halt sein Haus gründet. Das gehört in den Bereich der Lebenssicherung, die, wie schon gesagt, wichtig ist, von der aber hier nicht weiter die Rede sein soll, sondern ich meine die lebendige, von Pflanzen bewachsene Natur, wie sie sich in Gärten und Wiesen, in Feldern und Wäldern vor dem Hause ausbreitet und in die der Mensch sein Haus eingefügt hat – nicht: auf der er es gebaut hat, was ganz etwas anderes ist.

Von dieser belebten, organischen und im wesentlichen vegetativen Natur fühlt sich der Mensch getragen, fühlt sich als Glied einbezogen und in ihr geborgen. Um das zu erfahren, darf sich der Mensch aber nicht in seinem Haus verschließen. Er muß sich vertrauensvoll öffnen für die Welt und zugleich die Welt in sein Haus hineinnehmen. Das gilt zunächst schon im menschlichen Bereich. Er muß sein Haus öffnen für die Nachbarn und Freunde, aber auch für weither gekommene Fremde. Erst im Umgang mit ihnen, im vertrauten Gespräch, kann sich sein eigenes Leben entfalten. In der Abgeschlossenheit muß es verkümmern. Doch auch davon soll, wie gesagt, hier nicht weiter die Rede sein. Hier geht es allein um das Verhältnis zur außermenschlichen Natur.

Ich gehe hier vom natürlichen Zustand aus, wo das Verhältnis des Menschen zur vegetativen Umgebung noch intakt ist. Ich weiß natürlich sehr gut, wie weit es in den Städten, besonders in den modernen Großstädten, gestört ist, wo man statt grünender Natur nur noch graue Wände sieht. Ich bin kein weltfremder Romantiker. Aber wenn man sich mit den Gefahren einer solchen Entwicklung auseinandersetzen will und nach den Mitteln suchen, ihren schädlichen Folgen entgegenzuwirken, dann muß man zunächst, und sei es nur im Sinn einer Modellvorstellung, von diesen einfachen Verhältnissen ausgehen.

Hier handelt es sich also darum, daß der Mensch auch im Verhältnis zur umgebenden Natur sich nicht in seinem Haus verschließen darf, sondern sich offen halten muß für die umgebende Natur. Das zeigt sich schon in der Funktion des Fensters. Das Fenster ist ja, wie schon erwähnt, kein bloßer Ausguck, um aus der Umwelt drohende Gefahren rechtzeitig zu erkennen. Es ist aber auch nicht eine bloße Lichtquelle, um die Innenräume zu beleuchten. Dafür würde heute auch eine künstliche Lichtquelle genügen, wie es in Theatern und wissenschaftlichen Hörsälen schon weitgehend der Fall ist. Das Mißbehagen, das einen bei

längerem Aufenthalt in solchen fensterlosen Räumen befällt, weist darauf hin, welche Bedeutung für das Wohlbefinden des Menschen der Ausblick in das Freie hat. Wir können allgemein vermuten, daß die seelische Gesundheit des Menschen weitgehend davon abhängt, wie sein Verhältnis zur umgebenden Natur beschaffen ist.

Schon der Blick aus dem Fenster ist kein beliebiges Betrachten, sondern muß in seiner tieferen Lebensfunktion begriffen werden. Auf der einen Seite wird durch das Fenster – und noch stärker beim alt japanischen Haus durch die beiseitezuschiebende Wand – die Natur in das Haus hineingenommen und das Haus gleichsam als Teil der Natur verstanden. Auf der andern Seite ist auch die Natur, wie sie sich vor dem Fenster ausbreitet, schon eine bebaute, kultivierte und sozusagen schon vermenschlichte Natur. Es ist entweder der kunstvoll angelegte Garten oder darüber hinaus die Felder und Wiesen, insofern schon etwas wie ein erweitertes Wohnhaus, und erst dahinter läuft diese bebaute Landschaft, sofern wir uns nicht in einer unabsehbaren Ebene befinden, in den fernen Bergen aus. Besonders in den groß angelegten japanischen Gärten zeigt sich die Kunst, die Begrenzung zu verbergen und so die weitere Landschaft gleichsam als Teil des Gartens mit hineinzunehmen.

Aber nun darf die Öffnung des Hauses in die umgebende Natur auch wieder nicht übertrieben werden, so daß sich das Haus ganz in die Umwelt aufzulösen scheint, denn damit ginge die schützende Funktion des Hauses verloren und es wäre letzten Endes überhaupt überflüssig. Es kommt vielmehr darauf an, das richtige Gleichgewicht zu finden zwischen der Abgeschlossenheit und der Offenheit des Hauses, das heißt zugleich, zwischen der mit eigener Kraft geschaffenen Sicherheit und dem vertrauenden Verhältnis zu den tragenden Kräften der Natur, oder noch allgemeiner ausgedrückt: zu dem umfassenden Sein, von dem das eigene Sein nur ein Teil ist. Wie das Verhältnis nun im einzelnen abzuwägen ist, das kann sich nach den jeweils gegebenen Umständen ändern.

(Nur eine kurze Nebenbemerkung: Die Größe der Fenster muß sich aus diesem Verhältnis bestimmen: Zu groß würden sie dem Innenraum die Geborgenheit nehmen, zu klein würden sie den Bewohner zu sehr beengen.)

4. Das Gebaute und das Gewachsene

Hier ist vielleicht der Ort, eine Zwischenbetrachtung über das Verhältnis zwischen Haus und natürlicher Umwelt einzuschleiben. Es ist genau das Verhältnis zwischen dem vom Menschen Gebauten und dem natürlich Gewachsenen. Das Haus hat seine strengen geometrischen Formen, die gerade Linie und den rechten Winkel, die horizontale Ebene und die senkrecht gerichtete Wand, bei Zentralbauten gelegentlich auch den Kreis. Das ist die vom Menschen geschaffene, durchkonstruierte künstliche Welt, wie sie dem rationalen Denken des Menschen entspricht.

Die Natur kennt dagegen keine geraden Linien und keine rechten Winkel. Selbst die flache Ebene bleibt leicht bewegt und ist keine geometrisch strenge Fläche. Auch der in die Höhe wachsende Baum steigt nicht genau senkrecht auf, sondern in leicht bewegter Form, geprägt von den eigenen Wachstumsgesetzen im Zusammenspiel mit Sonne und Wind. Die Natur formt sich nach ihren eigenen Gesetzen. Ihre an- und abschwellenden, ausbiegenden und wieder zurückfindenden Linien lassen sich nicht in berechenbaren geometrischen Formen fassen.

Der Mensch aber hat sich in seiner auf rationalem Verhalten beruhenden künstlichen Welt aus der wachsenden und gewachsenen Natur herausgesetzt und droht in dieser künstlichen Welt zu erstarren. Die Formen der Natur aber, schon die Linien der fernen Berge oder die der aufsteigenden Bäume oder die des im Winde schwankenden Kornes, regen im betrachtenden Menschen ein eigenes Verhalten an, das sich in die Linien einfühlt und die Bewegung in Gedanken mitvollzieht. Und es ist zu vermuten, daß in der einführenden Betrachtung der Natur im Menschen Kräfte wieder wach werden, die ihn aus der Starrheit des rein logischen Denkens befreien.

Die Verzauberung des in Deutschland um die Jahrhundertwende entstandenen Jugendstils lag wesentlich darin, daß er eine zarte, fast schon zerbrechliche Linienführung entwickelte, in der der Betrachter die Bewegung des fließenden Lebens selber spürte. Nicht zufällig fiel seine Blüte mit der Lebensphilosophie dieser Zeit zusammen. Die Verbindungen des Jugendstils mit manchen Vertretern der mit ihm gleichzeitigen Lebensphilosophie in Deutschland sind noch nicht untersucht. Im japanischen Bereich sind für mich immer wieder die leicht geschwungenen Dächer der alten Tempel beglückend gewesen,

weil in ihnen innerhalb der gebauten Welt ein Zug des organischen Lebens mitschwingt.

Ich würde vermuten, daß die Einfühlung in eine solche organische Linienführung viel zu einem harmonischen Verhältnis des Menschen zur umgebenden Natur, aber auch zum Rhythmus seines eigenen Lebens beiträgt. Aber das sind verborgene Zusammenhänge, die man nur zögernd anzudeuten wagt, die aber doch für unser Leben wichtig sein dürften. Aber ich muß mich mit diesem Hinweis begnügen und jetzt zum leitenden Gedankengang zurückkehren.

5. Das Grün

Unser Thema ist „Die Stadt, das Grün und der Mensch“. Vom Grünen ist bisher nicht die Rede gewesen – oder doch nur ganz am Rande beim Blick aus dem Fenster. Man sagt im Deutschen, daß man den Blick ins Grüne hat, auch daß man am Feiertag einen Ausflug ins Grüne macht. Die Bezeichnung „das Grüne“ steht dabei in einem sehr komplexen Zusammenhang, dem wir uns jetzt zuwenden müssen.

In einem bekannten Gedicht Eichendorffs heißt es:

O Täler weit, o Höhen, ' O
schöner, grüner Wald, Du meiner
Lust und Wehen Andächt'ger
Aufenthalt.

Er empfindet das Eintauchen in die grünende bewaldete Natur als beglückend und empfindet den Gegensatz zum geschäftigen Treiben der Städte. So fährt er fort:

Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Worum geht es in dieser als wohltätig empfundenen Wirkung des grünen Waldes?

Das eine ist im Grunde selbstverständlich, muß aber vielleicht zur Abgrenzung noch besonders ausgesprochen werden: Es geht nicht um die grüne Farbe als solche, der man, wahrscheinlich sogar zu recht, eine wohltätige Wirkung auf das Auge und allgemein auf die seelische Verfassung zuspricht. Dann müßte es

genügen, grüne Lampenschirme und grüne Schreibunterlagen zu benutzen und notfalls auch die Wände grün zu streichen. Das mag alles richtig sein, aber es trifft nicht den Kern der Sache. Die sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe, von der Goethe spricht, oder anders ausgedrückt: die wirksame Kraft der Farbe läßt sich nicht durch bloßen Farbanstrich erreichen. Sie muß aus dem Wesen des Grünenden selber hervorgehen.

Um dieses Verhältnis aufzuklären, ist vielleicht ein Blick in die Wortgeschichte hilfreich.⁴ Da ist zunächst wichtig, daß das deutsche Wort grün auf eine indogermanische Wurzel im Sinn von wachsen zurückgeht und sich von der allgemeinen Bezeichnung für das Wachsende früh auf den Pflanzenwuchs beschränkt hat. Erst von diesem Ursprung hat sich das Wort zur reinen, nicht mehr an ein bestimmtes Material gebundenen Farbbezeichnung entwickelt. Aber es bleibt in den geläufigen Wendungen wie grüner Baum, grüner Zweig, grünes Gras, grüner Klee oder grüne Wiese, auch wo man sie im übertragenen Sinn gebraucht, immer noch auf den pflanzlichen Bereich bezogen. Besonders deutlich kommt es im Zeitwort grünen zum Ausdruck, das sich vor allem auf das aufsprießende Leben nach der winterlichen Starre bezieht. Grün kann dann aber auch die Unreife bezeichnen. So spricht man vom grünen Apfel und im übertragenen Sinn vom unreifen grünen Jungen. Aber auch in diesem abwertenden Sinn bezeichnet das Grüne das noch in der lebendigen Entwicklung Befindliche im Unterschied zum Abgeschlossenen, zum Fertigen, schon Erstarrten. So spricht man auch vom grünen Holz im Unterschied zum dürren.

Von diesem Ursprung her hat das Wort grün immer einen gewissen symbolischen Unterton behalten. Grün ist die Farbe des Lebens. So heißt es auch in Goethes „Faust“:

Grau, Freund, ist alle Theorie, Und
grün des Lebens goldner Baum.

Das Leben wird so im Bilde eines grünenden Baums verstanden und steht hier im Gegensatz zur als trocken empfundenen abstrakten Begrifflichkeit eines lebensfernen Denkens. Damit wird grün zugleich zur Farbe der Hoffnung.

Im Tale grünet Hoffnungsglück,
heißt es, um noch einmal Goethes „Faust“ heranzuziehen, im „Osterspaziergang“ von den Verheißungen des wieder erwachenden Lebens der Natur.

⁴ Trübners *Deutsches Wörterbuch*. Berlin 1939 ff.

So ist, um es noch einmal zu sagen, grün die Farbe des Lebens und im metaphorischen Sprachgebrauch mit dem Leben selber gleichzusetzen, sofern das Leben als pflanzenhaft wachsendes Geschehen verstanden wird, und zwar als allumfassendes, den Menschen mit umfängendes Leben.

Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

In höchster dichterischer Steigerung faßt es Hölderlin zusammen:

Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling
mich um.

Das „heilige Grün“ erscheint als Symbol des „Lebens der Welt“, der Natur also in ihrem ursprünglichen Wortsinn. Denn das vom lateinischen Wort nasci = geboren-werden abgeleitete Wort Natur bedeutet ja ursprünglich nicht die tote, anorganische Natur im Sinn der heutigen Physik, sondern die organische, belebte Natur, so wie ja auch das griechische Wort physis, aus dem das heutige Wort Physik herkommt, ursprünglich das organische Wachsen und Gewachsen-Sein bezeichnet.

In einem ähnlichen Sinn hat auch der romantische Psychologe und Naturphilosoph Carl Gustav Carus von einem „Erdleben“ gesprochen, indem er auch die Erde mit ihren Gebirgsformen in das umfassende Alleben einbezog, und sah die Aufgabe der Landschaftsmalerei darin, dies „Erdleben“ in überzeugender Weise zur Darstellung zu bringen.

Dies alles umfassende Leben ist mit gemeint, wenn wir vom Grünen und dem Verhältnis des Menschen zum Grünen sprechen. Dieses Verhältnis zum Grünen ist kein bloßes Anschauen einer uns teilnahmslos gegenüberstehenden äußeren Wirklichkeit, sondern der Bezug zu einem Leben, in das wir selber mit einbezogen sind. Oder genauer gesagt: Der Mensch kann sich aus diesem ursprünglichen Lebensbezug loslösen, aber dann erstarrt er in den Formen eines naturfernen städtischen Daseins. Jede Stadt bedeutet als solche schon Entfremdung von der Natur und damit Gefährdung der Lebendigkeit des Lebens. Wie der Antäus der griechischen Sage seine Kraft nur erhielt, solange er mit den Füßen die Verbindung mit dem Erdboden hatte, so kann sich der Mensch nur im unmittelbaren Bezug zum Grünen in seiner Lebendigkeit erhalten

und, wo sie verloren gegangen ist, zu ihr wieder zurückzukehren.

Damit ist zugleich ein weiteres berührt: das Verhältnis zur Zeit. Das Leben stumpft sich ab im monotonen Lauf der mechanischen, mit den Uhren gemessenen Zeit. Aber es verjüngt sich wieder durch die rhythmische Gliederung, die im Wechsel der Jahreszeiten erfahren wird, mit der Erstarrung im Winter und dem im Frühling neu erwachenden Leben, das sich im aufsprießenden Grün der Vegetation verkörpert und das auch den daran teilnehmenden Menschen mit neuem Lebensmut erfüllt. Es ist verhängnisvoll, wenn die Menschen in den Steinwüsten der Städte, in möglicherweise noch vollklimatisierten Räumen, vom Wechsel der Jahreszeiten kaum noch erfaßt werden. Darum ist es außerordentlich wichtig, daß die Menschen im Miterleben des Rhythmus der Natur auch die rhythmische Gliederung des eigenen Lebens erfahren, daß sie die Haltepunkte spüren und einhalten und mit voller Kraft das neu erwachende Leben des Frühlings als eine radikale Erneuerung erfahren. Das aber gelingt nur im intensiven Miterleben des neu aufsprießenden Grüns der Natur. So heißt es ja auch in den schönen Versen Hölderlins, daß das „heilige Grün“ uns „erfrischt“ und wieder zum „Jüngling“ verwandelt. Das ist die ungeheure Lebensbedeutung dessen, was wir im Begriff des Grünen zusammenfassen.

Wir dürfen deswegen nicht in den Fehler eines primitiven Rousseauismus verfallen und glauben, die Stadt verlassen und wieder in die ursprüngliche Natur zurückkehren zu können. Jede Kultur ist als solche Entfremdung von der Natur. Aber nur in der Kultur kann sich der Mensch in seiner vollen Menschlichkeit entfalten. Aber mit der Ausbildung einer Kultur ist notwendig die Gefahr einer Entfremdung von der Natur und einer Erstarrung des Lebens gegeben. In dieser Spannung lebt der Mensch. Er kann ihr nicht ausweichen. Es kommt vielmehr darauf an, das richtige Verhältnis zu gewinnen und in der Ausbildung der Kultur die Rückbindung an die Natur zu bewahren, und wo sie verloren gegangen ist, sie mit vermehrter Anstrengung wieder zu gewinnen, d.h. sich wieder einzubeziehen in das umfassende und umgebende Leben und gegenüber den Tendenzen der Erstarrung in diesem Bezug sich wieder zu verjüngen. Das ist der berechtigte Sinn aller Kulturkritik.

In diesem allgemeinen Zusammenhang kann allein das Pro-

blem „Die Stadt, das Grün und der Mensch“ angemessen verstanden und nach Wegen zu seiner Bewältigung gesucht werden.

6. Der Baum

Die reinste Verkörperung des grünenden Lebens ist der Baum. Während die Gräser sich in Wiesen und Rasenflächen ausbreiten, in denen der einzelne Grashalm verschwindet und auch die Sträucher sich zu Gebüsch vereinigen, kann der einzelne Baum aus dem Ganzen des Waldes heraustreten und als einzelner Baum anschaulich vor uns dastehen. Er gewinnt eine Individualität, wie sie das Gras und der Strauch noch nicht besitzen. Er lenkt als einzeln dastehender Baum die Blicke auf sich und gewinnt im Zusammenleben der Menschen eine eigene Bedeutung, sei es als Orientierungspunkt in der Ferne, sei es als Rastplatz für den Wanderer oder in der Arbeitspause bei der Feldarbeit. Er bietet mit seinem Schatten Schutz vor der sengenden Sonne. Er kann auch als Versammlungsplatz, etwa als Dorflinde, eine besondere Wichtigkeit im Leben der Bevölkerung gewinnen. In früheren Zeiten diente er auch als Gerichtsstätte.

So ist es zu verstehen, daß bei den verschiedensten Völkern der Erde besonders prächtig entwickelte Bäume als Heiligtümer verehrt wurden, sei es als Wohnsitz göttlicher Wesen, sei es als selber göttlicher Natur. Auf die große Verehrung, die im Schintoismus den Bäumen entgegengebracht wird, brauche ich an dieser Stelle nicht einzugehen. Erwähnt sei aber auch die Verehrung heiliger Bäume in der altgermanischen Religion, die dann von den christlichen Missionaren gefällt wurden, etwa die dem Wotan heilige Eiche in Geismar, um die Kraftlosigkeit des alten naturverbundenen Glaubens zu beweisen und dem ganz im Geistigen begründeten christlichen Glauben Raum zu schaffen.

Mit der Verehrung bestimmter einzelner Bäume verbindet sich sodann die verbreitete symbolische Deutung des Baums. Wie der Baum mit seinen Wurzeln im Erdboden begründet ist, in seinem Stamm aufsteigt und mit den Zweigen sich im Luftraum entfaltet, entwickelt sich das Symbol des Weltenbaums, der durch die drei kosmischen Bereiche des Unterirdischen, des irdisch Menschlichen und des Überirdischen hindurchgeht, sie miteinander verbindet und als vertikale Achse zugleich die

Mitte der bewohnten Welt bedeutet. Ich erinnere aus der altgermanischen Mythologie an die Weltesche Yggdrasil.

Eng damit verbunden ist das Symbol des Lebensbaums. Wie der Baum aus dem Samen hervorwächst, sich entfaltet, Blüte und Frucht hervorbringt, wie er nach dem Abfall des Laubs im Herbst, im Frühling neu zu grünen beginnt, so erscheint er als Sinnbild des lebendigen, sich ständig erneuernden Lebens, christlich auch als Symbol der Auferstehung und des ewigen Lebens. So kehrt das meist chiffragehaft verkürzte Symbolzeichen in Kunst und Brauchtum der verschiedensten Kulturen wieder. Ich erinnere, um nur ein Beispiel zu nennen, an das verbreitete Zeichen des Lebensbaums auf den Teppichen der vorderasiatischen Nomadenvölker. Es kann sein, daß das Leben in dürren Wüsten den grünenden Baum als besonders eindrucksvolles Lebenssymbol erscheinen ließ.

Über die alte japanische Mythologie fehlen mir die entsprechenden Kenntnisse. Aber wenn in den alten japanischen Häusern ein besonderer unbehauener, d.h. in seinen natürlichen Formen belassener und nur äußerlich geglätteter Baumstamm als Hauptpfeiler des Hauses eingefügt und mit dem Glücksgott Daikaku in Beziehung gebracht wird, so scheint mir – soweit ich davon sprechen darf – ein Stück gewachsener Natur in das Haus eingefügt und das vom Menschen errichtete Haus auf die im Baum verkörperte gewachsene Natur begründet zu sein.

Der Baum als Symbol des Lebens, das muß ganz tief verstanden werden, nicht als bloß anschauliche Gegebenheit, sondern im Sinne einer unmittelbaren Teilnahme, eines tiefen Gefühls der Verbundenheit, um nicht zu sagen der Identität. Im Baum ist das Leben verletzlich. Darum ist der Baum, grade der junge Baum, etwas von Grund auf anderes als ein Ding, über das der Mensch beliebig verfügen kann. Darum ist der Baumfrevel, die mutwillige Verletzung eines Baums, etwas viel Schlimmeres als ein anderes Vergehen oder Verbrechen. Frevel ist in seiner ursprünglichen Bedeutung (anders als im abgeblaßten juristischen Sprachgebrauch und eher der griechischen Hybris vergleichbar) menschliche Vermessenheit in der mutwilligen Verletzung des Lebens dort, wo es noch zart und empfindlich ist, eine über die menschliche Bewertung hinaus gegen das Heilige gerichtete Untat.

In diesem Zusammenhang steht auch der weit verbreitete Brauch, bei der Geburt eines Kindes, bei der Eheschließung oder einem anderen vergleichbaren Anlaß einen Baum zu

pflanzen, um so das schicksalhaft bedrohte Leben des Menschen oder einer Menschengemeinschaft mit dem verlässlichen naturhaften Wachstum des Baums zu verbinden. Darauf brauche ich hier nicht einzugehen. Aber etwas anderes scheint mir bei einem festlich begangenen „Tag des Baums“ hinzuzukommen. Er ist wohl nicht nur der Ausdruck der Dankbarkeit gegenüber der vegetativen Natur, eine Erinnerung an deren tragende Funktion und der Versuch, durch eigenes Tun sich inniger in sie einzufügen. Mir scheint, wenn ich in aller Zurückhaltung das auszusprechen versuche, das zugleich ein Akt der Sühne zu sein, in dem der Mensch die in vielem wehrlos ausgelieferte Natur für das angetane Unrecht um Verzeihung bittet, eine Art symbolischer Wiedergutmachung und so, wenn ich ein in anderem Zusammenhang gefallenes Wort Friedrich Nietzsches abwandeln darf, ein „Versöhnungsfest“, das „die entfremdete, feindliche oder unterjochte Natur ... mit ihrem verlorenen Sohne, dem Menschen“ feiert.

7. Der Garten

An dieser Stelle ist auch ein Wort über den Garten zu sagen, den ich bei den früheren Überlegungen vernachlässigt habe. Er gehört jedoch notwendig in den Umkreis unserer Betrachtungen; denn er stellt ein wichtiges Bindeglied zwischen dem Haus und der Umwelt dar und vermag in besonderer Weise zur Einbeziehung des menschlichen Lebens in das umfassende Leben der Natur beizutragen. Denn beim Blick aus dem Fenster, von dem ich an früherer Stelle gesprochen habe, bleibt es auch da, wo der Mensch sich einbezogen fühlt in das umfassende Leben der Natur, doch ein eigentümlich passives Verhältnis, zwar mitgenommen und mitgetragen, aber nicht selber mit einer eigenen Tätigkeit beteiligt. Aber das ändert sich, sobald der Mensch einen Garten hat; denn der Garten verlangt von ihm eine Tätigkeit, die ihn in ein viel engeres, tätig teilnehmendes Verhältnis zur Natur bringt.

Die Tätigkeit im Garten unterscheidet sich grundsätzlich vom „Machen“ des Handwerkers als dem Herstellen von Dingen durch das Bearbeiten eines toten Materials (und ich komme hier noch einmal zurück auf das Verhältnis der vom Menschen geschaffenen künstlichen Welt zu der von sich aus bestehenden natürlichen Umwelt). Die Pflanzen im Garten erfordern eine ganz

andere Weise des Umgangs, die anders ist als die Sorgfalt bei einer mechanischen Arbeit, ein Warten-Können, ein Zurückhalten der eignen, vorwärts drängenden Ungeduld und ein Sich-Einfügen in den Gang des natürlichen Wachstums. Es ist ein eigenes Ethos der Ehrfurcht vor dem Leben, grade auch da, wo es schwach und verletzlich ist, das sich im Hegen und Pflegen des eigenen Gartens ausbildet. Dem Landmann ist dieses Ethos von alters her vertraut, wenn auch die Behutsamkeit des Gärtners vielleicht noch darüber hinausgeht. Dem Städter aber ist diese Lebenshaltung von Hause aus fremd, weil seine Arbeitsweise nicht in der gleichen Weise an einen natürlichen Rhythmus gebunden ist und darum leicht in eine überstürzte Hast übergeht. Darum aber ist der Besitz eines Gartens von einer so großen Bedeutung für die seelische Gesundheit des Menschen, und es entsteht die Frage, wie dies in modernen städtischen Verhältnissen zu verwirklichen ist.

8. Die Stadt

Mit diesem Ausblick bin ich wiederum von meiner leitenden Linie abgekommen. Das Thema war, wenn ich noch einmal daran erinnern darf, „Die Stadt, das Grün und der Mensch“. Ich habe bisher nur vom einzelnen Haus als dem Ort menschlicher Geborgenheit gesprochen. Das war eine, wenn auch vielleicht notwendige Abstraktion; denn der Mensch lebt nicht allein oder mit seiner Familie, sondern in einer größeren Gesellschaft. Und so fügen sich notwendig die Häuser zu mehr oder weniger großen Ansiedlungen, zu Dörfern oder zu Städten.

Beim einzelnen Haus war der Ausblick in die grünende Natur noch kein Problem. Es öffnet sich durch seine Fenster, und besonders das alte japanische Haus mit seinen leicht verschiebbaren Außenwänden öffnet sich ohne scharfe Grenze und ist so einbezogen in die umgebende Natur. Auch in den Dörfern und dörflichen Außenbezirken der Städte bestehen noch keine Schwierigkeiten. Auch wenn der Blick in die freie Landschaft verstellt ist, bleibt doch der Blick in den liebevoll gepflegten Garten, und wenn dieser noch so klein ist, so ist doch auch hier die Natur gegenwärtig. Die Schwierigkeit entsteht erst dann, wenn in der gedrängten Siedlung kein Platz mehr für das Grüne ist und der Blick nur immer auf die Wände des Nachbarhauses fällt, also in der Stadt im engeren Sinn.

In der Stadt hat sich gegenüber dem Dorf und der lockeren Siedlung das Verhältnis zur Umwelt grundlegend verändert. Dabei ist aber die Funktion der Stadt in den verschiedenen Kulturen sehr verschieden, so daß man nur sehr schwer von der Stadt im allgemeinen sprechen kann. Ich spreche daher nur von der deutschen Stadt, wie sie sich im Mittelalter als eigener Typ ausgebildet hat, und muß offen lassen, wie weit sich das in japanischen Verhältnissen abwandelt.

Das wichtigste Kennzeichen der Stadt, das sie vom Dorf unterscheidet, ist die Mauer, die die Stadt zu einem Haus im großen zusammenschließt. Die Mauer hatte zunächst die Funktion eines Schutzes. Hinter ihr konnte man in unruhigen Zeiten in Sicherheit leben. Und in der Mauer entspricht dann das Tor der Tür des Hauses. Es vermittelt den Verkehr mit der Umwelt, aber es kann abends geschlossen werden und in kriegerischen Zeiten überhaupt geschlossen bleiben. Aber trotzdem ist die Stadt, ebenso wenig wie das Haus, eine Festung. Oder genauer: Sie ist auch das; sie ist aus dem Bedürfnis nach Sicherheit entstanden. Aber das gilt nur für den Notfall. Sie darf darin nicht aufgehen. Sie braucht die Verbindung mit der Umwelt, mit ihrem „Hinterland“. Ich will hier nicht weiter den Bedürfnissen nachgehen, die durch Handel und Gewerbe bedingt sind. Auch die Felder der in der Stadt ansässigen „Ackerbürger“ liegen außerhalb der Mauer und bald auch die Gärten.

Ich will diese praktischen Fragen nicht weiter ausführen, sondern nur auf das weiterführende Problem eingehen, daß die Bewohner der Stadt sich durch die Mauer nicht nur geschützt, sondern auch beengt fühlen. Daraus entspringt das Bedürfnis, diese Enge zu durchbrechen und ins „Freie“ zu gelangen. Wenn ich noch einmal auf den „Faust“ zurückkommen darf, so heißt es dort im „Osterspaziergang“:

Aus dem hohlen, finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor ...
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern, ...
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.

Aus einem tief empfundenen Bedürfnis heraus drängen sie am Feiertag „aus Handwerks- und Gewerbesbanden“ hinaus aus der beengenden Stadt. Hier entstehen als Orte der Erholung

Ausflugslokale und Gartenwirtschaften (wie im erwähnten „Osterspaziergang“ ein Jägerhaus und eine Mühle genannt werden). Es entwickelt sich darüber hinaus das Bedürfnis nach einer „Sommerfrische“ als einem Ferienaufenthalt auf dem Lande.

In wohlhabenden Kreisen entsteht so die „Villa“ auf dem Lande, wie sie schon die alten Römer kannten. Ich erinnere an das „Tusculum“ Ciceros, und wie sie im italienischen Bereich in Renaissance und Barock wieder verbreitet waren. Solche Villen waren nicht nur Orte der Erholung, sondern im tieferen Sinn der Muße und der Besinnung, der schriftstellerischen Tätigkeit und des geselligen Verkehrs. In bescheidenerem Ausmaß findet sich etwas Ähnliches auch in der bürgerlichen Welt. So haben bei uns in Tübingen die Handwerker draußen vor der Stadt ihr „Güttele“, ihr Gartengrundstück mit einem kleinen Häuschen, wo sie den Feierabend oder den Sonntag verbringen. Alles das ist nicht aus bloßen Nützlichkeitsbetrachtungen zu erklären, wegen des dort herangezogenen Obstes und Gemüses, sondern als Platz zum Ausruhen im Grünen, durch Pflanzen und Ernten als Teilhabe am jahreszeitlichen Rhythmus der Natur und immer wieder als Ort freier Geselligkeit und kleiner Feiern.

9. Folgerungen für den Städtebau

Das alles klingt vielleicht allzu harmlos, als Ausdruck eines aus der Gegenwart fliehenden nostalgischen Denkens. Denn was in kleinen Städten noch möglich ist, wird zum bedrängenden Problem in den Steinwüsten der immer weiter wachsenden Großstädte. Aber man erkennt vielleicht an dem sehr vereinfachten Modell vergangener kleinstädtischer Verhältnisse die bleibenden Bedürfnisse, die auch in der Großstadt erfüllt sein müssen, wenn die Menschen nicht, abgeschnitten vom grünenden Leben der Natur, leiblich und seelisch verkümmern sollen. Wie dies unter den besonderen Bedingungen der modernen Großstadt möglich ist, das zu erörtern ist die Aufgabe der zu diesem Kolloquium versammelten Fachleute. Meine besondere Aufgabe in diesem Zusammenhang war es, zu überlegen, was eine allgemeine philosophisch-anthropologische Besinnung zum Verständnis dieser Fragestellung beitragen kann.

Da ist mir vor allem wichtig: Es handelt sich nicht um den unmittelbar praktischen Nutzen, etwa um die Funktion, die die

Vegetation in Wäldern und Gärten für die Reinhaltung der Luft erfüllt, so wie man in einem vereinfachenden Bild von den Grünanlagen als den Lungen der Stadt gesprochen hat. Auch das ist wichtig und soll nicht als unerheblich beiseite geschoben werden. Aber es greift nicht tief genug.

Es handelt sich vielmehr ganz zentral um das Wohnen des Menschen in dem Sinn, daß der Mensch nur als ein Wohnender sein Leben erfüllen kann. „Mensch sein heißt wohnen“, sagten wir im Anschluß an Heidegger. Das Wohnen aber setzt den Besitz eines Hauses voraus. Das Wohnen in einem Haus aber bleibt letztlich ungesichert und der Mensch gewinnt eine echte Geborgenheit nur, wenn er sein Haus eingefügt weiß in das Grüne, d.h. die lebende und auch sein Leben tragende Natur. Daraus ergibt sich die unentbehrliche Bedeutung der grünen Vegetation für das Leben des Menschen.

Daraus ergeben sich bestimmte Folgerungen für die Gestaltung der menschlichen Siedlungen, vor allem der bedrohlich wachsenden modernen Großstädte, und zwar, wie ich zu zeigen versuchte, in einer doppelten Richtung: einmal als das Grüne innerhalb der Städte in Gestalt von Parkanlagen, Rasenflächen und Alleen, vielleicht auch als Raum für Pflanzen innerhalb der Gebäude. Sodann aber auch als Verbindung mit der freien Natur außerhalb der Städte, als leicht erreichbare Stätten der Erholung, vielleicht auch als Trennung der Wohnbereiche von denen der Arbeit. Das alles sind Fragen, die von den Fachleuten geklärt werden müssen, die ich nicht mehr übersehe.

Aber eines scheint mir dabei zu beachten: Alle noch so sorgfältige Planung bleibt erfolglos, solange ihr nicht eine entsprechende Haltung des Menschen entgegenkommt, solange die in diesen Häusern lebenden Menschen nicht das Wohnen, das richtige menschliche Wohnen gelernt haben. Dazu gehört, daß der Mensch lernt, sein allzu ängstliches Sicherungsstreben aufzugeben und sich geborgen zu wissen in einem größeren Leben, das ihm im Grün der lebendigen Natur entgegenkommt.

Aber umgekehrt: Auch alle menschliche Bereitschaft bleibt zum Scheitern verurteilt, wenn die Städte mit dem Verlust des Grünen gar nicht mehr die Möglichkeit geben, in bezug zur Natur dieses volle, menschliche Wohnen zu entwickeln. Hier liegt die ungeheure Verantwortung der Städtebauer nicht nur für die leibliche, sondern auch für die moralische Gesundheit der Menschen.